

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 17

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

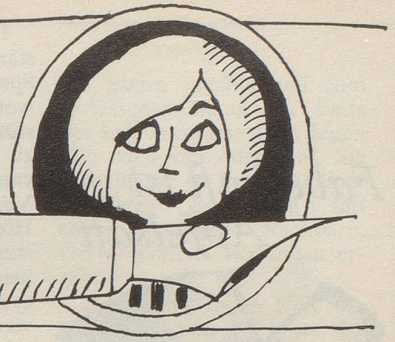
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Arkadien bei Nacht

Abendverkauf. Getümmel in der Stadt. Ueberflutete Trottoirs. Gestürmte Restaurants.

Eine, die entkommen möchte. Auf der Suche nach Speis und Trank. Nach einer Lese-Ecke, irgendwo. Eine: ich.

Der Blick durch neongleissende Fensterscheiben, zwischen Vorhangfahnen hindurch, erhascht überall das gleiche Signal: Nichts! Keine Aussicht auf Ruhekinsenseligkeit.

Endlich Szenenwechsel: Wenige Schemen hinter unverhülltem Glas. Meine Neugierde geweckt. Entziffern der Hausbeschriftung. Ein Lokal mit poetischem Namen, der Rast unter südlichem Blätterwerk verspricht. Erholung für Körper und Geist.

Ich stosse die Eingangsschwungtüre auf. Stehe im Schnittpunkt zweier Räume: einer quergezogen, einer abgewinkelt, beide hoch, schummrig. Ich kann nicht mehr

zurück: Gesichter scheinen auf. Erwartung quillt mir entgegen.

Eine Neue! Ob sie etwas bringt, das zumindest an Abwechslung erinnert? Die Neue bringt nichts. Ausser sich selbst. Dieses Selbst entgleitet. Schwimmt zwischen Boden und Decke. Ich behalte es im Auge. Stake zur Garderobe. Registriere, ohne den Kopf zu wenden, meine Umgebung. Holztische, Stabellen. Grob geschätzt: elf Menschen. Acht davon alte Leute. Drei Junge eingestreut. Jetzt mit ihnen: ich.

Irregeleitet. Fehl am Platz. Ich, die Wohlstandsgeformte, bedrängt von offenkundigem Mangel.

Mein Ränzel als Aushängeschild. Gezielte Falschmeldung: Hungerige Schülerin, die den Rapen ehrt. Ich schleiche aus scharfer Sichtweite. Ducke mich ins Wanddüster. Lechze nach einem Serviergeist. Entdecke hinweisende Grossbuchstaben: Eingang zur Selbstbedienung.

Erschrecken. Angst vor dem Auftritt mit Tablett, Besteck,

Geschirr. Wo? Wie? Unter der Kontrolle Besitzloser.

Ich überwinde mich. Auch die Distanz zwischen mir und dem Gugelhopf, dem schwarzen Kaffee. Ich wähle aus, schenke ein, lockere Geld im Beutel, hoffe, dass niemand weiss, was mein Nachtessen kostet.

Ich setze mich. Habe die Prüfung ausge-, jedoch nicht bestanden. Eine Tasse Tee hätte mir genügen müssen.

Forscher rings. Wesen, die Vergleiche ziehen. Die sich, er tappt, sofort ihren Handknöcheln zuwenden. Ihnen und dem Nahrungsangebot.

Eine gedrungene Circa-Siebzigerin strebt zu den abgepassten, eingewickelten Magenfüllern. Erobert einen beladenen Teller, einen vollen Becher. Sperbert, überlegt, spendiert sich ein Stück Roulade. Was kostet das? Neunzig Centimes. Trauer in der wegstellenden Gebärde. Verzicht auf die Spiralschnitte.

Ich wehre mich. Möchte nichts mehr erkunden. Höre und sehe

gleichwohl. Den Dauergast, der forsch auftritt, sich einen Vitaminhauch mehr leistet als die andern: Salat zur Portion Pommes frites. Die Frau mit Schäferhund, die hereinrastet, beschützt vom Gebell ihres Tiers, eine Tüte Weisschwas verlangt, den Papiersack unter dem Arm birgt, den aufgetragenen Rüden zum Ausgang zerzt, fort ist, noch ehe sie drei Minuten anwesend war.

Ich sitze noch immer. Von einer Eisschicht überzogen. Körperwärme, die sich in Mitleid verströmt.

Gischende Gefühle. Verunsicherung durch den Herrn gegenüber. Seine Erscheinung kündigt von besseren Tagen. Gute Kleidung. Schmuckstücke an den Ringfingern. Vor dem Knittermund eine Milch, ein Säckchen Popcorn.

Abendmahl. Ich habe kein Brot zum Brechen.

Ich giesse Tränen aus. Bei meiner Rückkehr ins Getümmel. In die Welt geblähter Einkaufstaschen. Ilse

Ameisen

Es war in einem nordspanischen Industriestädtchen. Träge schlepten sich die Tage für den alten Portier dahin. Das Haus stand teilweise leer, und nur selten kam jemand durch die zerkratzte Haustür herein, verschwand sogleich im altmodischen Lifthäuschen. Man brauchte den Portier nicht. Er ass sein Gnadenbrot und sass für ein paar Peseten seine Stunden ab.

Doch auch dieses trostlose Dasein wurde hin und wieder von Lichtblicken erhellt. Einen davon durfte ich täglich einmal in seine Loge bringen, wenn ich mich einen Augenblick lang zu ihm setzte. Einer fliessenden Konversation standen zwar seine Schwerhörigkeit und mein dürftiges Spanisch entgegen. Dennoch trennten wir uns jedesmal mit dem Gefühl, uns blendend unterhalten zu haben. So auch an jenem Tag, an dem ich ihm mein Ameisenleid geklagt hatte.

An mehreren Morgen hatte mich nämlich in unserer alten Küche ein Heer von Ameisen begrüsst. Ihre Strasse verlief quer durch den Raum, der wacklige Vorratsschrank diente als Verpflegungsstation. Bis dieses alte Möbel mit echt spanischer Promptheit ein neues Schloss erhalten hatte, führten unsere ungebetenen Gäste ein fürstliches Leben. Die Blockierung ihrer Einmarschpunkte fruchtete nichts: sie fanden immer neue Mauerritzen und wechselten ihre Marschroute dauernd. Es war zum Verzweifeln!

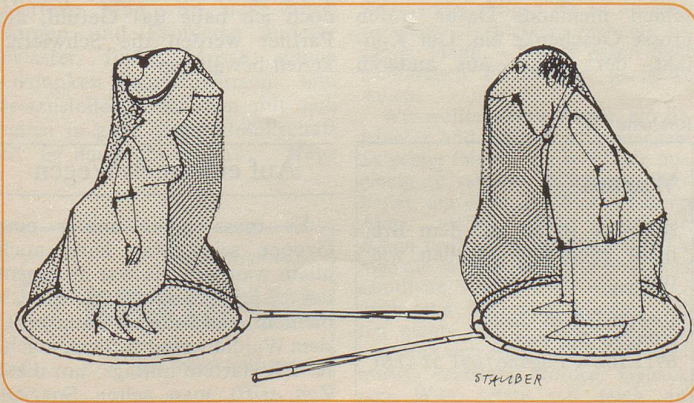
Mein Zuhörer spitzte seine halb tauben Ohren, und in seinen sonst matten Augen glomm ein Feuerchen. Ich wunderte mich, ahnte ich doch noch nicht, dass er einen Auftrag witterte und dass das Gefühl, wenigstens einmal ein nützlicher Mensch zu sein, ihn beflügelte.

Am nächsten Morgen – der Ameisenarmee hatte ich in einem unverzeihlichen Anfall von Wut und Verzweiflung mit nassen Lappen den Garaus gemacht und die Bescherung weggeschafft – klingelte es an unserer Woh-

nungstüre. Die Nachbarin, entschied ich voreilig, und unterliess den Kontrollblick in den Spiegel. Draussen standen drei geschäftige, spanische Herren mit Notizblöcken und Hausplan. Ob sie meine Küche sehen dürften. Der Portier habe bei ihnen vorgesprochen.

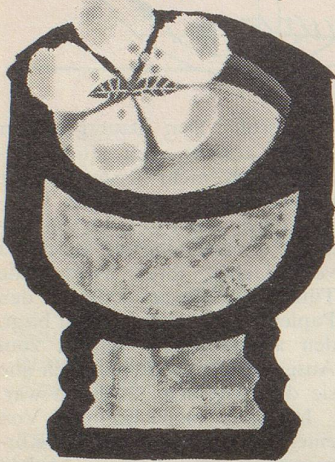
Ich schämte mich meines wenig adretten Aeussers und hiess die Herren eintreten. Da standen sie alle drei und liessen ihre Blicke an der Küchendecke und dem oberen Teil der Wände herumspazieren. Merkwürdig! Hatten sie denn noch nie gehört, dass auch Ameisen zum Marschieren vorzugsweise den Fussboden benutzen?

Wenig später schauten die drei Besucher mich verblüfft, ja ungehalten an. Was hatte ich ihnen denn getan? Da sei gar nichts, tönte es schliesslich streng, und: sie vergeudet nur ihre Zeit. Jetzt war es an mir, verständnislos zu schauen. Glaubten sie vielleicht, die Ameisen warteten in Achtungstellung die Inspektion durch die Herren von der Verwaltung ab und setzten erst dann ihren Weg fort? In erbärmlichem



STÄUBER

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Spanisch stammelte ich, am Morgen seien noch viele, viele dagewesen; inzwischen hätte ich alle fortgefeht.

Ihre Blicke werde ich meiner Lebtag nicht vergessen! Erst drückten die Herren ernsthafte Zweifel an meinem Verstand aus. Dann wechselte ihre Haltung zu verständnisvollem Mitleid über. In beruhigendem Ton und ziemlich freundlich verabschiedeten sich die Herrschaften von mir.

Ich sass allein in meiner Küche und verstand gar nichts mehr... An jenem Nachmittag empfing mich der alte Portier lebhafter als sonst. Ob die Herren von der Verwaltung schon bei mir gewesen seien. Ja, das seien sie, aber... Und ich holperte auf spanisch durch die rätselhaften Vorkommnisse des Morgens.

Wachsendes Entsetzen ergriff meinen Gesprächspartner: Hormigas (Ameisen)? Um Gottes willen! Er habe verstanden: viel humedad (Feuchtigkeit) gebe es in meiner Küche!

Feinschmecker wählen



**Sternen
Unterwasser**

(alles für den
verwöhnten Gaumen)

Das war es also! Ein Missverständnis (seine Ohren – mein Spanisch)! Mein Portier-Freund wollte nicht in mein Lachen einstimmen. Er hatte gehofft, Hilfe zu bringen, und dabei kläglich versagt. – Jedenfalls in seiner Vorstellung. Nach einem kurzen Höhenflug fiel er in die Alltagsstumpfheit zurück. Als ich mich beim Weggehen nochmals umdrehte und ihm fröhlich zuwinkte, war das Feuer in seinen Augen erloschen.

M. Gautier

Eine Tochter aus gutem Hause

Gestern, in einem Anfall von Ordnungswut, fand ich zuhinterst in meinem Schreibtisch das Hochzeitsbild meiner Freundin Hanni: Die junge Frau steht, Hand in Hand mit ihrem Mann, neben ihren Eltern und wenigen Freunden. Niemand würde ihr ansehen, dass sie ein Kind erwartet.

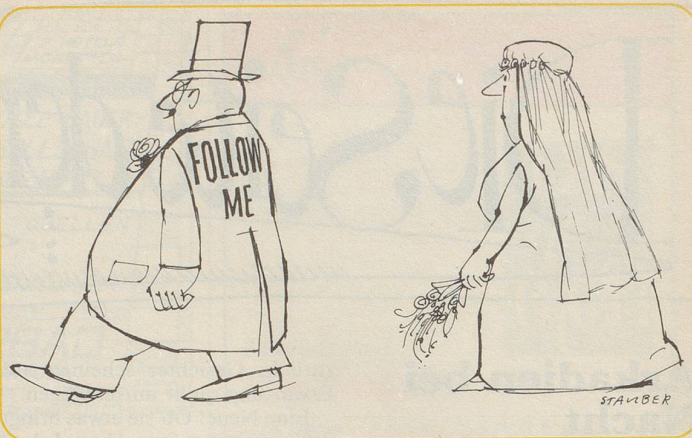
Hanni war als Tochter aus gutem Hause ein braves, unauffälliges Kind. Wenn sie rebellierte, dann daheim, und auch das geschah sehr selten. Hanni hatte Verwandte, intellektuelle, gebildete Leute, die sich sehr engagiert gaben und äusserst fortschrittlich im Denken waren, was sie auch immer wieder betonten. In ihren Augen war Hanni ein langweiliges Kind, das ihre Aufmerksamkeit nicht besonders beanspruchte.

Als Hanni älter wurde, warf man ihr oft mangelnde Initiative und Interesselosigkeit vor. Sie solle doch von zu Hause ausreissen, in der Welt herumtrampeln, oder sogar haschen. Das sei alles noch besser, als die gute Tochter zu spielen. Man gab sich, wie gesagt, sehr fortschrittlich und verständnisvoll.

Als Hanni 22 Jahre alt war, begegnete sie einem Mann, der geschieden war und Kinder in Hannis Alter hatte. Sie verliebte sich in ihn und zog mit ihm zusammen. Nach drei Jahren, während einer Krise, verliess sie den Mann und ging zu ihren toleranten Verwandten. Dort schüttete sie ihr Herz aus. Im ersten Aufwallen der Gefühle kam der Mann nicht gut weg. Ihre Verwandten zeigten sich mitfühlend, trösteten und halfen ihr wieder auf die Beine.

Hanni fuhr gestärkt nach Hause, suchte sich eine Wohnung und begann ein neues Leben.

Nach einem halben Jahr traf sie den Mann wieder. Beide hatten in der Zwischenzeit einiges gelernt. Er war ruhiger, verantwortungsbewusster geworden, sie weniger besitzergreifend und eifersüchtig. Man beschloss nach langer Zeit des Ueberlegens,



nochmals zusammenzuziehen. Sie gingen in eine andere Stadt und begannen von vorne.

Eines Tages bemerkte Hanni, dass sie schwanger war. Das Paar beschloss zu heiraten. Natürlich lud Hanni ihre Verwandten zum Fest ein. Sie bekam eine Absage. Hannis Verhalten könne man nicht tolerieren, schliesslich habe man eine Linie im Leben. Auch zur Taufe des Bübleins erschien niemand. Dafür trafen grosse Geschenke ein. Der Kontakt, der früher aus anderen

Gründen sehr lose war, wurde praktisch abgebrochen. Hanni hatte ihre Verwandten enttäuscht. Ihr Verhalten entsprach nicht dem einer wohlerzogenen Tochter.

Jeanne

PS. Uebrigens ist Hanni immer noch verheiratet und, soweit ich es beurteilen kann, glücklich. In ihrer Ehe gibt es, wie in den meisten, Probleme und Krisen, doch ich habe das Gefühl, die Partner werden die Schwierigkeiten bewältigen.

Reklame

Warum

sollte es Ihnen auf dem Brè nicht ebensogut gefallen wie uns?

Ines und Paul Gmür
Albergo Brè Paese
6911 Brè s. Lugano / 091 51 47 61

Auf einsamen Wegen

Es muss nicht immer eine Gruppe sein: Man kann auch allein wandern. Es war an einem der ersten Frühlingstage, als ich meinen einstündigen Rundgang, dem Waldlernpfad entlang, machte. Ich startete mittags; um diese Zeit trifft man selten Spazier-

gänger auf dem sonst beliebten Hundepfad. Es gibt Leute, die sich einen Hund anschaffen, damit sie gezwungen sind, hinaus-zugehen. Ohne ihn würden sie überhaupt nie an die Luft kommen, hörte ich sagen ...

Was mir an dem herrlichen Sonnentag auffiel: Ich traf unterwegs keine einzige Geschlechts-genossin, jedoch auf Ruhebänken insgesamt vier Männer. Jeder war allein. Einer hatte sich bereits Socken und Schuhe ausgezogen und sonnte seine Füsse. Es waren durchaus nicht nur alte Männer. Frauen scheinen nicht allein wandern zu können. Immer muss eine Freundin dabei sein. Natürlich ist es schön, zu zweit durch die Natur zu schweifen, aber bei unserem wechselhaften Wetter ist es oft schwierig, im voraus etwas zu vereinbaren, und es gibt wenig Frauen, die von einer Minute auf die andere losziehen können, wenn sich die Morgennebel gelichtet haben und die Sonne plötzlich scheint. In so einem Moment bin ich froh, unabhängig zu sein, kein Mittagessen für die Familie mehr kochen zu müssen, einfach losziehen zu dürfen. Ich kenne die Geschichte einer Aerztin, die jeden Mittag, bei jedem Wetter, den Uetliberg erklimmt. Einen solchen Zwang möchte ich mir nicht auferlegen, doch ich lasse mir keinen schönen Tag entgehen, bloss weil niemand Zeit hat, mich zu begleiten.

Allein kann man herrlich sin-nieren und sieht viel mehr als in Gesellschaft. Das Schnecken-häuschen, das ich jedes Jahr in derselben Rohrröffnung beobach-tet hatte, war nicht mehr da. Sie haben die Treppe zum Wald hin-auf neu gemacht, und das Rohr kam weg. Schade.

An Sonn- und Feiertagen sind einsame Wanderungen proble-matischer. Sie unternehme ich ausschliesslich über die Mittags-zeit, wenn die meisten Leute beim üppigen Mahl sitzen. Nach drei Uhr werden die Wander-und Spazierwege mit Familien belebt, und da ist es nicht mehr schön, als Alleinstehende unter-wegs zu sein.

Das Wandern allein hat viele Vorteile. Man wird nicht durch Sorgen und Probleme anderer belastet, findet Musse, seinen Gedanken nachzuhängen und festzustellen, dass man mit sich selbst in ganz guter Gesellschaft ist. Ist das nicht schön? Hege



statt Autorost ...

BEROPUR

bei Ihrem Fachmann



Sie ist noch immer nicht schön, die Strasse, an der Klötzlis wohnten. Nüchterne Häuser, keine Vorgärten, keine Balkone. Und sehr, sehr eng, lediglich eine gute Stunde dringt das Sonnenlicht hinein, wenn überhaupt. Am Ende der Strasse nur, dort, wo sie in eine grössere einmündet, stand früher ein Baum.

Rolf wohnte in Nummer 14 der kahlen Strasse. Von dort aus war der Baum nicht zu sehen. Aber auf dem Schulweg sah er ihn, und jedesmal blieb er bei ihm stehen, stellte sich neben den Stamm und schaute ins Geäst. Er schloss Freundschaft mit dem Baum.

Vater und Mutter waren den ganzen Tag weg bei der Arbeit. Rolf wärmte sich mit-tags das Essen selbst. Nie war jemand zu Hause ... Es machte Rolf nichts aus, er hatte ja den Baum, mit dem er sprechen konnte. Der Baum wusste alles von ihm.

In der Nacht kam der Baum manchmal zu Rolf ins Schlaf-zimmer. Da fühlte sich Rolf geborgen.

Wie gesagt, die Strasse war öd und lichtlos. Begreiflich, dass Rolfs Eltern Ausschau nach einer freundlicher liegen-den Wohnung hielten. Eines Tages fanden sie eine am Stadtrand mit freiem Blick auf eine mit Pappeln, Robi-nien, Ahorn, Buchen bewach-sene Allee. Sie waren glück-lich, auch wenn sie nun zwei-mal in der Woche Ueber-stunden machen mussten, manchmal gar am Samstag, weil der Zins höher war. Aber am Sonntag hatten sie frei, da schauten sie aus dem Fenster und sagten:

«Endlich haben wir, was wir ersehnten. Natur. Wir sind eben Naturmenschen.»

Sie erklärten Rolf die Na-men der Bäume, die vom Haus aus zu sehen waren, und beklagten sich über Rolfs mangelndes Interesse. Zuein-ander sagten sie, Rolf hörte es:

«Er ist eben ein Stadtkind. Die Kindheit zwischen Häu-sern, was kann er da mit Bäu-men anfangen?»

Sie wussten nicht, dass Rolf auf dem Schulweg einen gros-

sen Bogen machte und zum verlassenen Baum am Ende der kahlen Strasse ging. Jeden Tag nach vier oder fünf. Sie vernahmen es erst bei einer zufälligen Begegnung mit einem früheren Nachbarn, Herrn Küderli, der ihnen er-zählte:

«Ich habe Ihren Rolf am Baum gesehen. Er hatte die Arme um den Stamm gelegt und weinte. Da habe ich ihn nicht gestört. Es wird schon vergehen.»

Damals war Rolf zwölf Jahre alt.

Mit dreizehn hat Rolf in einer Klassenarbeit über das Thema «Geheimnisse» ge-schrieben:

«Nur ein Mensch weiss alle Geheimnisse aus meiner Kind-heit. Der war ein Baum. Aber er ist umgehauen worden, und darum behalte ich sie für mich.»

Sechs Jahre sind seither vergangen. Rolf hat eine Freundin, ist schwer verliebt.

«Sie ist jetzt mein Baum», sagte er, nachdem er mir obige Geschichte erzählt hatte.

Lasst uns hoffen, es komme keiner, den Baum umzuhauen.

Maria Aebersold

Echo aus dem Leserkreis

Pannenhilfe

(Nebelspalter Nr. 12)

Liebe Brigitte

Mit Schmunzeln habe ich Deinen Brief gelesen, und mit Genugtuung stelle ich fest, dass die weiblichen Wesen, entgegen der landläufigen Meinung, keine technischen «Wildschweine» sind. Entschuldige bitte den etwas grotesken Ausdruck! Mir passierte ähnliches, und noch heute denke ich freudig an meine geleis-ten Dienste für das technisch doch so begabte männliche Geschlecht. Ich möchte mich schon jetzt bei meinem Mann für die folgenden Sätze entschuldigen. Er ist übrigens ein sehr geschickter, manuell be-gabter Mann. – Nichts gegen seine technischen Fähigkeiten bezüglich Autos!

Wir wollten, mein Mann, ein Be-kannter und ich, ins nahe gelegene Skigebiet fahren, um so richtig aus-giebig zu «skilen». Alles war start-bereit, nur eben, der Motor unseres Autos wollte nicht anspringen. Schon nach etwa zehn Minuten ka-men die Männer ins Schwitzen, doch sämtliche Tricks, den Wagen doch zum Rollen zu bringen, hal-fen nichts. Nach dreissig Minuten war man sich einig: auf den Plausch musste verzichtet werden. Gepackt von Wut, setzte ich mich ans

Steuer. Die schmunzelnden Männer-gesichter erblickte ich im Aussenspiegel ... Nun wollte ich es ihnen erst recht zeigen! Mit dem rech-ten, skischuhbewehrten Fuss trat ich das Gaspedal durch. Gleich-zeitig betätigte ich den Choke. Siehe da: das Wunder war geschehen! Re-sultat: etwas Blässe im Gesicht mei-nes Mannes und einige karge Lobes-

worte unseres Bekannten. Und dann – doch noch – ins Skivergnügen.

Ich muss gestehen, dass mir die «Reparatur» ausser Gefühl nicht viel (jedenfalls nicht technisches Wissen) abverlangte. Nun, in An-betracht dieser Umstände stimme ich Dir, liebe Brigitte, von Herzen zu: Die nächste Panne kommt be-stimmt!

Jeannette

